

Der Tischlersohn aus Altenberge.

Es war ums Jahr 1688. Ein junger schlanker Studiosus, gekleidet in eine zwar bunte, aber keineswegs prachtvolle Aermelweste, mit nicht ganz tadellos reinem gekräuselten Jabot und Manschetten, der seinen Haarbentel in bescheidener Größe trug, schritt über den langen, schmalen und düstern Hof eines Hauses in der Petersstraße zu Leipzig. Im Parterre dieses Hauses hatte seine Landsmannschaft ihre „gewöhnlichen Zusammenkünfte“, er selbst bewohnte im hintersten Theile des Gebäudes ein Stübchen bei einer alten, einsamen Frau, die immer für sich allein blieb und die sich in der Meinung unwissender Menschen keines besonders guten Rufes erfreute. In dem Munde dieser Leute hieß die Frau die „alte Heze“.

Zwei Mädchen, welche in der Küche der Gastwirthschaft dienten, lehnten am Eingang des Hofes in der Küchentür, glossirten im Flüsterton über den jungen Mann und verfolgten ihn mit den Augen, bis er oben auf der Steige verschwand.

„Du, sieh 'mal,“ sagte die Eine zur Andern, „das ist der hübsche Mensch, der da oben in seiner Stube und drin am Kommerschirtisch immer so reizend singt.“

„Der?“ versetzte die Andere gedehnt; „ei, der macht ja ein Gesicht wie eine Gule, die am Tage die Augen nicht aufthun kann! Er sieht Einen ja gar nicht an!“

„Da hast Du Recht, Lisette; ansehen kann er Einen nicht. Zimmer guckt er in die Luft, wo die gebratenen Lerchen fliegen, oder in die Erde, wo die Maulwürfe wühlen.“

„Wo mag er denn wol her sein?“

„Unser Herr seinem Bartscher sein Geselle meint, er wäre ein musikalischer Sonderling, seine Mistudenten nennen ihn bald Leierschwanz, bald den Schwan von Altenberge. Ich sage, er ist menschenscheu geworden, seitdem er bei der alten Heze da hinten wohnt, bei der Frau Meiern.“

„Ist denn die Frau wirklich eine Heze?“

„Dadrauf kannst Du Dich verlassen, Lisette. Du bist nicht lange hier, aber gieb einmal Acht, Du wirst Wunderdinge erleben. Abends spät hockt sie oben auf dem Gange neben ihrem großen schwarzen Kater und da funkeln ihre Augen roth wie Kohlen, dem Kater seine grün wie eine Eidechse.“

„Buh, Du machst mich fürchten, Zette. Da getraun' ich mich gar nicht

mehr, ohne Licht zu Bette zu gehen. Wir können ja von unserm Kammerfenster gleich in die Küche der Alten hineingucken.“

„Darum eben! Da wirst Du bald sehen, was passiert. In der Küche sitzt sie oft im Finstern und der Kater sitzt vor ihr und speit ihr Dukaten in die Schürze. Der Kater, weißt Du, ist der leibhaftige Gottseibeimus. Neulich habe ich gesehen, wie sie in einem großen Buche studirte, in welchem allerhand sonderbare Zeichen standen. Sie las und machte dabei eigenthümliche Bewegungen mit der Hand. Dann sang sie auch mit leise zitternder Stimme ein Lied, von dem ich nichts verstehen konnte. Du kannst Dich drauf verlassen, mit der Alten ist es nicht richtig. Meine Mutter hat mir von solchen Dingen oft erzählt und die wußte das am besten, da mein Großvater selig ein darnstädtischer Gerichtsknecht war und selber verschiedene Heren hat torquieren müssen.“

Zette kreischte laut auf und wich unwillkürlich von Zetten zurück.

„Was, Dein Großvater ist Gerichtsknecht gewesen? Dein leiblicher Großvater?“ fragte sie entsetzt.

Zette wurde plötzlich über und über roth wie der Kock, den sie trug, und sie hätte sich wegen ihrer Plauderhaftigkeit gleich selbst auf den Mund schlagen mögen.

„Nun ja,“ erwiderte sie kleinlaut, „was kann ich für das Meier meines Großvaters? Ich bin ehrlcher Leute Kind.“

Hier brach das Gespräch ab, da die Mädchen in die Küche gerufen und wegen ihres Müßigstehens tüchtig ausgescholten wurden.

Noch an selbigem Abend rief der Wirth, Herr Berrmann, die Zette in sein kleines Geschäftskentor.

„Zette,“ sagte er, sie mit einer gewissen finstern Scheu ansehend, „ist das wahr, daß Dein Großvater Gerichtsknecht gewesen ist?“

Das Mädchen schlug den Blick zu Boden und vermochte nicht zu antworten.

„Also ist's wahr,“ fuhr der Wirth fort. „So packe gleich Deine sieben Sachen und mach', daß Du aus meiner Behausung kommst. Ich mag keinen Theil an Dir haben, denn wenn meine Gäste erfahren müßten, daß das Geschir, von dem sie essen, durch Deine Hände ginge, so könnten sie mir wol gar fortbleiben. Also ziehe von meiner Schwelle! Hier ist ein Wochenlohn, damit Dir ein Zehrpennig nicht fehlt. Kein Wörtchen weiter! Unser Herr Stadtrichter versteht keinen Spaß. Es ist schon schlimm genug, daß wir das Leiden mit der alten Meiern dulden müssen, weil sie sich nun einmal ins Haus eingekauft hat.“

Zette mußte ihr Bündel schnüren, und das war gewissermaßen eine

Genugthuung für die Frau Meier, weil das Mädchen zu den schlimmsten „Mäulern“ gehört hatte, die der Alten keine Ruhe ließen.

Der junge Student, welcher sich bei ihr eingemietet hatte, weil die Wohnung billig war und weil er als Hörer der Vorlesungen des berühmten Bekämpfers des Herenglaubens und Rechtslehrers Christian Thomasius seinem Meister nachzusehen wollte, war Johann Kuhnau, der Sohn eines Schreiners in Altenberge. Durch einflußreiche Gönnerschaft war es ihm ermöglicht worden, die Kreuzschule in Dresden zu besuchen. Dort entwickelte er außer sonstigem Fleiße eine besondere Neigung zur Musik, ein feines Gehör für dieselbe und eine treffliche Diskantstimme, sodaß der kurfürstliche Kapellmeister ihn unter die Sängerknaben der Hofkirche aufnahm und ihn musikalisch weiterbildete. Auch führte er ihn an das Clavicymbalum und verschaffte ihm beim Hoforganisten durch seine Empfehlung Gelegenheit, sich in den Anfangsgründen des Orgelspiels zu unterrichten. Nach einigen Jahren hatte er das Glück, an den Kantor Titius in Jittau empfohlen zu werden; er wanderte dahin und wurde ins Gymnasium aufgenommen. Der Kantor Titius, der Organist Edelman und der Rektor Weiße faßten wegen seines Fleißes Zuneigung zu ihm und förderten seine Kenntnisse so gründlich, daß Kuhnau nach Leipzig gehen konnte, um hier an der Hochschule seine juristischen und mathematischen Studien fortzusetzen.

Johann Kuhnau war arm und arme Schüler, arme Studiosi hatten zu damaliger Zeit noch ein viel weniger erträgliches Los als hundert Jahre später. Einen guten Mann und Beschützer zu finden war für den armen Scholaren allezeit ein großes Glück. Im Uebrigen mußte sich Jeder mehr oder weniger kümmerlich durchschlagen. Die Wissenschaft fand im Volke noch lange nicht jene Anerkennung, welche für ihre Träger und Jünger auch materielles Wohlbedinden in Gefolge hat. Welch ein Geist speziell in Leipzigs wissenschaftlichen Kreisen herrschte, geht unter Anderem daraus hervor, daß der berühmte Thomasius wegen seiner freieren, humaneren Auffassung der Lehr- und Lebensbegriffe so arg angefeindet ward, daß er die Universität verlassen mußte.

Mit dem niederen Schulwesen war es damals noch traurig bestellt. Gesang wurde an den Schulen nicht gelehrt. Die Kantoren und Organisten waren entweder zugleich Lehrer in den Wissenschaften, oder mußten, um bestehen zu können, irgend ein Nebengewerbe treiben.

Unter diesen Verhältnissen nimmt es nicht Wunder, daß auch der junge Kuhnau nach Freitischen geizen und jedes Mittagsbrot so zu sagen mit einer abgemessenen Probe seiner Spielfertigkeit auf dem Clavicymbalum bezahlen mußte. Und auch dabei lächelte ihm das Glück nicht immer. Seine strengen Sitten und frommen Lebensanschauungen gefielen manchen von Denen nicht,

welche mit Glücksgütern reich versehen waren und Geschmack daran fanden, das immer wüster werdende französisirende Treiben der Fürstenthöfe nachzuahmen.

Ruhnau hatte wegen seiner hübschen, schlanken Persönlichkeit und wegen seiner Talente Aufnahme in dem Hause eines reichen Kaufherrn gefunden, der in Folge der Aufhebung des Edikts von Nantes aus Frankreich vertrieben worden war. Dieser Kaufherr hatte eine sehr stolze, von Herzen böse Frau, die den harmlosen Studiosus haßte und geringschätzend behandelte.

„Bah,“ sagte sie mit französischem Näseln und Nasenrümpfen, „er ist ein menschencheuer, malaisier Bursche, der zu Nichts taugt.“

„Sie irren, meine Gnädigste,“ versetzte der Dragonerobers von Mindwiz, ein intimer Freund des Hauses, der sich immer in Geldverlegenheit befand; „ich halte dafür, daß das Bürschchen noch einen ganz netten Soldaten abgeben wird, und möchte ihn wol ein wenig unter die Drillfuchtel nehmen können.“

Diesen Gedanken faßte die hohafte Dame mit Begier auf.

„Wahrhaftig?“ rief sie; „aber wie das machen möglt?“

„Einen habe ich schon werben lassen,“ erwiderte der Oberst, sich den langen, zottigen Schnauzbart streichend . . . „Mit Speck fängt man Mäuse, mit Geld arme Studenten. Ich hoffe noch zehn oder zwölf mit in den Pfälzer Krieg zu nehmen. Die Burschen sind intelligent und geben gute Unteroffiziere ab.“

„Und dieser Eine? — son nom?“ fragte die Dame rasch.

„Nietzmann heißt er“ —

„Ah! Niehmang — c'est le même, son ami . . . Enfin, Monsieur le Colonel, ik 'aben an voll 'aufen de l'argent, ju befaht un gros Regiment . . . voulez-vous?“

Der Oberst ging auf das Pländchen ein und erhielt ein ganzes Bündel Geld. Von ihm empfing Nietzmann täglich einen Dukaten zu dem Zwecke, Johann Ruhnau für den Soldatenstand zu gewinnen. Nietzmann war das Gegenstück Ruhnau's und doch hatte er sich in dessen Freundschaft einzuschmeicheln gewußt, weil er durch sein überaus joviales und unterhaltames Wesen bestach. Er hatte Ruhnau einmal in einem kritischen Augenblicke, als dieser ohne Schuld in eine Kauferei gerieth, mit seiner herkulischen Körperkraft einen Dienst geleistet, das heißt, er hatte Ruhnau herausgehauen. Dies vergaß das dankbare Herz Ruhnau's nie und deshalb über sah er auch gewöhnlich Nietzmann's Trägheit und Leichtsin.

Der Oberst von Mindwiz, ein argvoller Ränkeschmied, sprach zu dem Neugeworbenen sehr sanft und sogar in gewissem Grade vertraut über die

Idee, daß es doch hübsch sei, wenn er seinen Busenfreund, den musikalischen Studenten, auch in seiner neuen Laufbahn in der Nähe behalte.

„Was mich angeht“, fügte er hinzu, „so bin ich aus Rücksicht für Euch, aus Liebe zur Sache und aus Neigung für studirende Leute sehr gern bereit, ein Uebriges zu thun und Euch und ihn neben einander marschiren und avanciren zu lassen. Bringt ihm das bei, aber fallt dabei nicht mit der Thür ins Haus, damit das Ding beileibe nicht wie eine ordinäre Werbung aussieht, denn Ihr wißt, Leute der Kunst sind noch mehr nervös als Leute der Wissenschaft, geschweige denn Solche, die Beides in sich vereinigen.“

Nietschmann fand die Idee famos und legte sich ins Zeug. Es kamen auch mehrere Umstände zusammen, um Johann Kuhnau zu gewinnen: seine materielle Bedrängniß, denn es fehlte ihm bedeutend an „pecuniam“, die sehr geringe Aussicht auf eine Anstellung und 'eine scharfe Mahnung von seinem Vater, daß er nun bald auf einen sichern Erwerb bedacht sein möge, da infolge der Kriegszeit sich die Innungsverhältnisse sehr verschlechtert hätten, die Abgaben sich immer mehr vergrößerten und seine eigene Körperbeifchaffenheit sehr an ein altes, wurmfistichiges Möbel gemahne.

„Du siehst“, sagte Nietschmann wie beiläufig am Wirthshausstische, „daß ich das bessere Theil erwählt habe. So wahr ich lebe, ich wollte, wir blieben auch hinfüro unzertrennlich verbunden.“ Dann ließ er den Faden der Unterhaltung wie absichtlich fallen. Es wurde weiter gezecht. Nietschmann hielt den Freund frei und nicht nur das eine Mal, sondern täglich — nächtllich.

Das Freundschaftsverhältniß schien der alten Wirthin Kuhnau's zu mißfallen. Es war ja früher nicht ihres Nietschburschen Brauch gewesen, die Nächte zu durchschwärmen. Sie richtete darüber einmal eine leise Frage an ihn, da aber Kuhnau schwieg, so drang sie nicht weiter in ihn.

Eines Tages kam Ketterer, etwas angetrunken, in Gemeinschaft mit seinem Freunde nach Hause. Die Alte war in ihrer Küche, verhielt sich still und lauschte der Unterhaltung der Beiden.

„Nun, Freund, Bruder“, sprach Nietschmann dringend, „ich denke, heute machen wir das Ding richtig. Was steht Dir denn hier oder anderwärts bevor? Eine lange Hungertandidatur, dann im besten Falle eine miserable Stelle mit achtzig Thaler Gehalt und einem Riemen zum Wageneinschnüren. Mit Deiner ganzen göttlichen Musik lockst Du doch — nimm mir's nicht übel! — keinen Hund hinter dem Ofen vor. Entschließe Dich! Nimm Dienste mit mir! Blicke in die Geschichte: Wie viel ganz gemeine Landsknechte sind nicht große Edelherrn, geadelt und gefeiert, reiche Leute geworden! Und nun erst wir mit unsern Kenntnissen! Ich mache mich

verbindlich, Dir ein glückliches Avancement in Aussicht stellen zu können. Ha, wie wollen wir die würdigen Franzmänner in die Pfanne hauen, die aus Gelbucht über die deutschen Erfolge gegen die Türken uns den Krieg erklärt haben und wie gemeines Raubgesindel in die Pfalz eingebrochen sind! Ruhm und Ehre ist für uns zu holen, Bruderherz, auch vom patriotischen Standpunkte. Uebrigens steht es Dir ja frei, Deine Studien später wieder aufzunehmen, wenn die Kapitulationszeit zu Ende ist; aber Du wirst es nicht thun, Du wirst die nette Uniform eines kurländischen Offiziers nicht wieder ausziehen, um den Leinentittel eines gelehrten Papefels dafür anzulegen. Sei resolut, Hans! Fort mit den Büchern, fort mit dem todten Notenfram! Ins Feuer damit! Ins Feuer!"

Er raffte mit kecker Hand die umherliegenden Notenblätter und Hefte zusammen, alle Arbeiten der musikalischen Wehestunden Kuhnau's, und der arme, vom Punschgenuß halb betäubte Studiosus ließ es willenlos geschehen.

"Aber Du hast ja hier gar keinen Ofen, Freund!" fuhr Nietschmann fort. "Will denn Deine geizige alte Wirthin ihren Zins ganz umsonst einladen? Heda, Frau Meiern!"

Da trat die alte Frau mit dem weißen Haar und dem durchdringenden Blick, der in diesem Moment etwas Stechendes hatte, in die Thür.

"Was befehlt denn der Musje von mir?" fragte sie scharf.

"Hol' Sie Der und Zener!" rief Nietschmann. "Sie fürchtet wol geschnort zu werden, daß Sie die Defen auf den Sterbeetat stellt? Da, bring' Sie dies Zeug auf den Feuerherd, oder besser, ich selbst!"

"Nein, nein," verjegte die alte Frau abwehrend, "in meine Küche kommt Niemand, außer mir."

"Aha, darin macht Sie ohne Zweifel Ihren Hofuspokus. Wohlan, nehme Sie, stecke Sie Feuer an! Mache Sie eine Lohe, daß alle Satane der Hölle vor Freude einen Tanz aufführen."

Die Alte erwiderte kein Wort. Mit einem strafenden Ausdruck auf Nietschmann, mit einem Blicke des Bedauerns auf Kuhnau nahm sie den Stoß der Roten und ging stumm hinaus.

"Jetzt lege Dich aufs Ohr und schlafe aus," sprach Nietschmann weiter. "Morgen mit dem Frühesten hole ich Dich ab, und dann gehen wir zu unserm Oberst, der ein ganz vortrefflicher Mensch ist und auch Dich bereits hat gewonnen hat. Bis dahin gehab' Dich wohl, mein Junge!"

Er entfernte sich und wollte im Vorbeigehen einen Blick in die finstere Küche der Alten thun, diese schlug ihm jedoch brummend die Thür vor der Nase zu. Lachend holperte er die alte, morsche Stiege hinab und ging nach der Wohnung des Obersten, dem er mittheilte, daß er Kuhnau gewonnen

habe, worauf er erfuhr, daß die sächsischen Reichstruppen bereits Ordre zum Abmarsch nach dem Heßischen erhalten hätten.

Am andern Morgen erhob sich Kuhnau nicht aus seinem Bette. Er hatte in der Nacht begonnen zu deliriren und versiel in eine hitzige Nervenkrankheit, in welcher er alles Bewußtsein verlor. Die Alte traf sogleich ihre Maßregeln: sie rief keinen Arzt, sondern bereitete selbst ihrem Patienten wirksame Kräutertränke, die sie ihm wie einem unbeholfenen Kinde einflößte. Als Nietschmann kam, um den Freund abzuholen, wies sie ihn schroff ab. Ihr Nietschbursche sei erkrankt und für Niemand zu sprechen, es sei denn sein eigener Vater.

Als Nietschmann dennoch eindringen wollte, ergriff sie ihren Krickstoch und stellte sich mit so drohender Geberde vor den Thüreingang, daß Nietschmann davon lief.

Kun hatte sie Ruhe vor ihm. Sie pflegte den Kranken, wie nur eine sorgsame Mutter ihren geliebten Sohn zu pflegen vermag, und wenn sie sich sonst oftmals bitter gekränkt gefühlt hatte, sobald die Menschen sie Here nannten, so schien sie es jetzt kaum zu hören, wenn Jemand verlauntbarte, sie habe wol den armen hübschen Burschen „verherbt.“

Als der Tag kam, an welchem Kuhnau zum ersten Mal das Bett verlassen konnte, standen in zwei Glastöpfen frische Blumen auf einem eichenen Eßtischchen. Außerdem hob die Alte das Tuch von einem großen, dichtverhangenen Möbel.

„Ein Spinett!“ rief Kuhnau erstaunt aus.

„Es ist nun dein Spinett,“ sagte die Alte selbstzufrieden. „Und da seh' Er, sind auch alle Seine Noten. Zähle Er nur getrost die Blätter, es fehlt kein einziges. Ja, ja, die alte Here war doch nicht so blödsinnig oder so boshaft, den Wunsch des unheimlichen Gesellen zu erfüllen, der Ihn verderben und Seiner edlen Kunst stehlen wollte.“

Kuhnau war außer sich vor Freude, er erschöpfte sich in Worten und Wienen, um seinen Dank auszudrücken.

„Dank' Er mir nicht!“ sagte die Alte. „Meine Freude war ja viel größer darüber, daß ich Ihn eine solche bereiten konnte. Seht, jeder Mensch ist selbstsüchtig. Als die Leute, denen ich nie ein Leid zugefügt hatte, mich fort und fort eine Here nannten, da habe ich mich oft nach einer Gelegenheit gesehnt, irgend einer Seele Gutes erweisen zu können. Da gab Gott Ihn mir, und ich danke ihm dafür bis in alle Ewigkeit. Preise Er ihn aber auch, denn Er stand damals, als sein falscher Freund Ihn unter die Soldaten verlocken wollte, auf einer gefährlichen Klippe, und fast wäre Er in den Abgrund gestürzt. Gott hat Ihn durch eine schlimme Krankheit gerettet. Das war das

kleinere Uebel, dem größern ist Er entgangen. Sieht Er, ich bin alt und nicht ganz arm, ich habe mir einen Nothpfennig erspart. Alles gehört Ihm, damit Er nicht mehr in Noth gerathe und fremde Tische suchen müßte. Wenn Er nun soweit wieder auf den Beinen ist, daß Er ausgehen kann, wandere Er jeden Tag einmal nach dem Thonberge zum wunderthätigen Marienbrünnlein; trinke Er davon und bestreiche Er mit dem Wasser die Stirne dreimal in Gottes und Jesu Namen. Amen!“

Kuhnau setzte sich an das neue Instrument und entlockte ihm die schönsten Klänge. Fortan war ihm sein Stübchen und dieser kostbare Schatz das Liebste auf der Welt. Er folgte aber auch dem Rathe der Alten und wanderte zum Marienbrünnlein; dort komponirte er, unter einem Lindenbaume sitzend, neben vielem Andern seine herrlichen Variationen über „Ein' feste Burg“ und „Nun ist das Heil uns kommen her.“

Eines Abends, als er diese Schöpfungen auf dem Clavichymbalum ausführte, legte sich eine Hand sanft auf seine Schulter. Er wendete sich um und blickte ins Auge des ihm wohlbekannten Kantors der Thomasschule, Johann Schelle; hinter diesem, in der offenen Thür, stand lächelnd die alte Frau, der er so viel zu verdanken hatte. Der würdige Kantor blieb lange bei ihm und sprach mit ihm über seine Zukunft und über allerlei musikalische Angelegenheiten. Von da ab verknüpfte beide Männer ein inniges Freundschaftsband.

Etwas später erhielt Johann Kuhnau die erledigte Organistenstelle an der Thomaskirche. Er studirte weiter die Rechtswissenschaft, ließ sich zum Sachwalter bestellen, trieb außerdem das Studium der altklassischen Sprachen zu größerer Vollkommenheit und komponirte auch sehr fleißig. Er führte die Kunst der Musik, gleich seinen Vorgängern und einigen Zeitgenossen, Schritt für Schritt weiter und ebnete den größeren Nachfolgern die Bahn. Componirt hat er außer Kirchenkantaten in der Manier von durchkomponirten Chorälen und andern geistlichen Stücken besonders Klavierfachen, darunter Exercitien und Sonaten. Ja, Kuhnau gilt sogar als Erfinder der mehrsätzigen Sonatenform, des Urbildes aller folgenden Tonwerke dieses Namens bis auf die Gegenwart. Unter seinen Sonaten befinden sich u. A. „Biblishe Historien nebst Auslegung in sechs Sonaten“, in denen also auch die Tonmalerei bereits eine Rolle spielt.

Als Kuhnau's edler Freund Schelle starb, wurde er zu dessen Nachfolger im Kantorat der Thomasschule erwählt und begleitete diesen ehren- und arbeitsvollen Posten von 1701—1722.

Sein Nachfolger im Kantorat war Sebastian Bach.